

## Wie gut ist die deutsche Sprache?

Die Frage nach dem Wert der Sprachen wird unter Sprachwissenschaftlern kaum noch gestellt. Man weist sie als unseriös zurück, oder man gibt die gleichsam patzige Antwort: Alle Sprachen sind gleichwertig. Das ist aber keine Aussage über die Sprache, sondern nur noch einmal der methodische Grundsatz, daß die Sprachwissenschaft keine Werturteile fälle.

Übrigens hat auch das Bundesverfassungsgericht in seinem berüchtigten Rechtschreiburteil die Auffassung vertreten, daß es in einer Sprache zu „korrekturbedürftigen Fehlentwicklungen“ kommen könne, die ein Eingreifen des Staates rechtfertigen. Auf die abschreckenden Folgen eines solchen Eingriffs komme ich zurück. Der Fall zeigt – wie auch der neuerdings ertönende Ruf nach Sprachschutzgesetzen – immerhin, daß die verpönte Frage schon um der praktischen Folgen willen ernsthaft erörtert werden sollte.

In einem ganz schlichten Sinne stimmen tagtäglich Millionen von Menschen sozusagen mit den Füßen über den Wert der Sprachen ab, indem sie eher die eine als die andere Fremdsprache lernen. Unter den Gründen spielt die größte Rolle, was man den **Statuswert** einer Sprache nennen könnte. Eine Sprache ist um so wertvoller, je größer ihre Reichweite ist. Dabei geht es nicht nur um die Zahl der Sprecher, sondern auch um die staatenübergreifende Verbreitung und die in dieser Sprache beackerten Kommunikationsdomänen. Während das Deutsche nach der Zahl der Sprecher vielleicht auf dem zehnten Platz unter den Weltsprachen steht, nimmt es, wenn man die anderen Größen einbezieht, etwa den fünften Rang ein, gehört also ohne Zweifel zu den großen Sprachen der Welt.

Der Markt der Sprachen wird vom Matthäus-Prinzip beherrscht: Wer hat, dem wird gegeben. Je mehr Menschen die nützlichste Sprache lernen, desto nützlicher und attraktiver wird sie. Die immer noch buntscheckige Sprachenwelt konvergiert also auf die Weltsprache Englisch hin. Alle anderen müssen sehen, wo sie bleiben, auch das Deutsche. Das Deutsche scheint noch in allen Domänen verwendbar zu sein, aber aus einigen Fachgebieten wandert es schon aus zugunsten des Englischen.

Der Statuswert bestimmt auch die Schulsprachenpolitik. Allerdings haben Interessenvertreter und Bildungsideologien es bisher immer geschafft, das staatliche Schulsprachenregime durch künstliche Nachfrage vom wirklichen Marktgeschehen abzukoppeln, jedenfalls für eine gewisse Zeit.

Interessanter als der Statuswert ist die **Systemgüte** einer Sprache, und hier ist es auch, wo der Egalitarismus sein schnelles Urteil fällt. Sind wirklich alle Sprachen als jeweils benutzte Zeichensysteme gleich gut? Um dieser schwierigen Frage auf den Grund zu gehen, müssen wir zunächst zwischen innerer und äußerer Systemgüte unterscheiden.

Die **innere Systemgüte** einer Sprache ist auf den ersten Blick eine eher technische Angelegenheit. Übliche Gütekriterien sind Eindeutigkeit, Regelmäßigkeit, Ökonomie, Lückenlosigkeit der Paradigmen, Einheitlichkeit der linearen Ordnung, auch normative Bestimmtheit und Lernbarkeit.

Nehmen wir die weithin anerkannte Meinung, daß ein Zeichensystem eindeutig sein sollte, so wären Synonymie und Homonymie, wie man gesagt hat, „pathologische“ Erscheinungen der Sprache. Andererseits ist es ökonomisch, die Vereindeutigung dem Kontext zu überlassen und dadurch das Vokabular, das ja „Speicherplatz kostet“, möglichst klein zu halten. Wir machen uns gewöhnlich keine Vorstellung von der ungeheuren Menge vieldeutiger Zeichen in unserer Sprache. Wer merkt schon, daß *gesund* zwei

Bedeutungen hat: *Gesunde Kinder durch gesunde Ernährung?* Solche Vieldeutigkeit wird in allen Sprachen tausendfach geduldet und läßt sich nicht für eine vergleichende Bewertung heranziehen.

Hier kann man gleich die Forderung nach Regelmäßigkeit anschließen. Es scheint eine unnötige Belastung des Gedächtnisses zu sein, wenn man einerseits *Dunkel-heit*, andererseits *Finster-nis* sagt. Die „unregelmäßigen“ Verben tragen ihre Verurteilung schon im Namen. Naturgemäß finden sich gerade im meistbenutzten Kernbereich der Sprache die unökonomischen Suppletivformen: *gut – besser, gern – lieber, bin – war – gewesen* usw. Richtig störend sind die paradigmatischen Lücken, auf die wohl jeder von uns beim Formulieren stößt. Was wäre zum Beispiel das Substantiv zum Adjektiv *sinnvoll*? *Sinnfülle* ist doch etwas anderes. Man behilft sich irgendwie: *65 Prozent haben Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Zölibats*. Beim ursprünglichen Adverb auf *-weise* (*teilweise, versuchsweise*) wird die Lücke durch Umdeutung des Suffixes gefüllt: *eine versuchsweise Übersetzung, ein teilweiser Teststopp*; aber viele von uns empfinden das immer noch als falsch und weichen lieber auf das Fremdwort aus: *tentativ, partiell*.

Das Übermaß an Fremdwörtern ist aber ebenfalls ein kritikwürdiges Erbeil des Deutschen. Deutschland ist bekanntlich das Land der Fremdwörterbücher. Nicht daß andere Sprachgemeinschaften nicht ebenfalls Fremdelemente in großen Mengen aufgenommen hätten. Aber bei uns sind sie fremder geblieben und werden trotzdem oder gerade deshalb in keiner anderen Sprache mit solcher Rücksichtslosigkeit eingesetzt wie im Deutschen. So kommt es zu Sätzen, die zwar offensichtlich um Genauigkeit bemüht sind, dies aber auf Kosten der Sprechbarkeit und damit auch der Verständlichkeit: *Die generative Sprachtheorie Chomskys hat mit ihrer Definition von Kompetenz als einerseits der bereits als biologische Disposition vorhandenen apriorischen Struktur und andererseits der im sprachlichen Sozialisationsprozeß internalisierten einzelsprachlichen Grammatik einen ganz spezifischen, von vorangegangenen linguistischen Arbeiten nicht in dieser Pointierung dargestellten Erklärungsmodus für den Status linguistischer Regeln angeben*.

Es sind oft dieselben Leute, die sich über sogenannte Anglizismen aufregen und uns gleichzeitig die lateinischen oder französischen Brocken um die Ohren fliegen lassen. Einer schrumpfenden Klasse von „Gebildeten“ gilt dies immer noch als fein, während die besseren Puristen wie Campe oder Engel genau hier ihren Kampf gegen den sozialen Dünkel ansetzen. Aus einem Leserbrief: *Ein spezielles Kapitel der Bennischen Vita sind seine zumeist tragischen Amouren*. Ich übersetze: *Benn war oft unglücklich verliebt*. Wissen Sie, was der Tod ist? Die ZEIT weiß es: *Der Tod ist der privilegierte Partner der Kontingenz*. Ein berühmter Philosoph schreibt: *Die Ubiquität der Rhetorik ist eine unbeschränkte* – eine Tautologie, die ohne das Fremdwort nicht unbemerkt geblieben wäre. Das schöne Wort *Selbsthaß* ist dem Direktor des Instituts für deutsche Sprache (IDS) zu wenig, er sagt lieber: *Autoodium*. Kein Sterblicher hat dieses mißgebildete Wort je verwendet oder vermißt, es ist auch im vielgerühmten Corpus des IDS unter 374 Millionen Wörtern nicht belegt. Ein ganz frisches Beispiel für solche sprachlichen Blähungen finde ich im schönen Begleitbuch zur Troja-Ausstellung: *Die enorme „literarische“ Produktion Schliemanns dokumentiert einerseits den auch beim Schreiben expansiven Zug des archäologischen Entrepreneurs und belegt andererseits eine sukzessive Metamorphose des Autors vom beschaulich betrachtenden Laien zum aktiven Ausgräber und autodidaktisch – learning by doing! – herangebildeten Fachmann*. – Nicht ohne Grund arbeitet die bekannte „Phrasendreschmaschine“ mit lauter Fremdwörtern.

Hinzu kommen die Fehler. Seit die alten Sprachen kaum noch gelernt werden, wimmelt es von *ars persuanda, Sozialstati, Thema non grata, Pluraliatanta, Hypernym, Differentium spezifikum, sacrificium intellectum, Codici*. Über griechische Namen und Wörter werden außerdem *h's* wie mit der Streusandbüchse verteilt: *Ethymologie, Rhethorik, Protheus* – oder weggelassen: *Diphthong* kann fast niemand mehr schreiben. Die barbarische neue Silbentrennung krönt das Ganze: *Diph-thong, a-brupt, Manus-kript, O-plate*.

Man könnte einwenden, hier werde nicht die deutsche Sprache kritisiert, sondern deren unvollkommene Beherrschung. Aber die Sprache existiert nicht neben ihrer Verwendung; sie ist die Gesamtheit der Ausdrucksgewohnheiten einer Gruppe, und die durchschnittliche Unfähigkeit oder Unwilligkeit, sich verständlich auszudrücken, kann durchaus als Schwachpunkt der Sprache verbucht werden.

Unterderhand habe ich schon die Lernschwierigkeit als Hinweis auf mangelhafte Systemgüte eingeführt. Man hat behauptet, da alle Kinder mit vier Jahren ihre Muttersprache beherrschen, seien alle Sprachen gleich gut lernbar. Das Argument ist nicht stichhaltig, weil – wie die frühe Mehrsprachigkeit zeigt – kein Kind seine Sprachlernfähigkeit ausschöpft. Die Frage muß also ebenfalls offenbleiben.

Ergiebiger ist die Fehlerkunde. Ich erwähne einige objektive Schwierigkeiten des Deutschen. Daß wir Numerus und Kasus sowohl am Artikel als auch am Adjektiv und Substantiv ausdrücken und dabei noch nach dem irrationalen Genus unterscheiden müssen, treibt viele Ausländer zur Verzweiflung: *dieser meiner hübschen kleinen bunten Kugel*. Sogar wir Deutsche (oder heißt es *wir Deutschen?* – ein lästiger Fall von normativer Unterbestimmtheit!) machen hier ständig Fehler, ohne daß es jemand merkt – was doch stark darauf hindeutet, daß es sich um historischen Ballast und überflüssige Spitzfindigkeiten handelt.

Eine in aller Welt bekannte Unart des Deutschen ist die Satzklammer. Wenn man annimmt, daß komplexe Ausdrücke grundsätzlich von rechts nach links aufgebaut werden (wofür *diese meine hübsche kleine bunte Kugel* ein Beispiel liefert), dann kann man auch den deutschen Satzbau schon ganz gut erklären. Aber dann kommt die Grundregel in die Quere, daß der Aussagesatz durch die Zweitstellung des Verbs gekennzeichnet wird, und dadurch entsteht eben die schwer beherrschbare, von Mark Twain bespöttelte Satzklammer. Da auch Muttersprachler hier ständig fehlgehen, ist die Schwierigkeit keine eingebildete. Eine Menge unbemerkter Fehler entsteht bei Modalverben und Ersatzinfinitiven: *ein Kanzler, der es glaubte auf die Vertrauensfrage hat ankommen lassen zu müssen* – eine geradezu Mark-Twainsche Verschlingung, die man erst mit Bleistift und Papier aufdröseln muß, um festzustellen, daß sie falsch ist.

Eine andere Schwierigkeit betrifft die Substantivgruppe, die im Deutschen bekanntlich links und rechts nach Belieben erweitert werden kann, auch dies eine Versuchung, der die sehr gelehrten, aber wenig beredten Deutschen kaum widerstehen können. Dabei entstehen sofort unklare Bezüge. *Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache*: das klingt so, als hätte das IDS Probleme mit der Rechtschreibung. Zusammen mit der Kompositionsfreudigkeit des Deutschen entstehen die Gefahren des schiefen Attributs: *ich als freilaufender Hühnerhalter ...* Alltäglicher ist die schiere Überlastung der Nominalklammer: *Aufforderung zur Bekundung von Interesse an der Durchführung von Sondierungsstudien zur Unterstützung der Lernprozesse in Europa durch Nutzung des technologischen Fortschritts*.

Der Indogermanist Wilhelm Havers hat einmal gesagt: „In sprachlichen Dingen ist der Mensch ein schlechter Kopfrechner.“ Deshalb führt der kombinierte Gebrauch dieser grammatischen Mittel dazu, daß selbst durchschnittliche deutsche Sätze oft ziemlich schwerverständlich wirken: *In dem „Quereinsteiger“-Urteil hat der Kläger, ein sogenannter Seiteneinsteiger, mit seinem Wunsch, wegen von ihm bereits von einem anderen Studienfach aus erledigter Pflichtpraktika zwei, allenfalls auch nur ein Semester auf das Medizinstudium anzurechnen, Erfolg gehabt*.

Die berüchtigte deutsche Satzklammer wird von manchen noch als Geistesgymnastik gerühmt: „Eine schwierig konstruierte deutsche Periode ist nicht nur der Beweis für eine faktisch vollbrachte gedankenzusammenfassende Geistesarbeit, sondern auch die Aufforderung zu einer solchen und ein Training dafür, wie es besser kaum zu denken ist.“<sup>1</sup> Diesen arroganten Stolz auf die Schwierigkeit der eigenen Sprache wird man bei Angelsachsen nicht so leicht antreffen. Hier geht es um etwas, was man die

---

<sup>1</sup> Friedrich Kainz: Psychologie der Sprache, Bd. V, 2. Stuttgart 1969: 442.

Sprachgesinnung oder das sprachliche Ethos nennen könnte, eine Grundeinstellung nicht nur zur Sprache, sondern zum Umgang miteinander.

Ich komme gleich darauf zurück, möchte aber zunächst noch die **äußere Systemgüte** besprechen. Was darunter zu verstehen ist, drückt sich am klarsten in einer Fassung des Egalitarismus aus, die Georg von der Gabelentz vor über hundert Jahren gegeben hat: „Jede Sprache ist relativ vollkommen, das heißt: jedem nach Maßgabe der Volksart gesetzten Zwecke begegnet sie durch ein entsprechendes Mittel.“<sup>2</sup> Die Sprachen werden also daran gemessen, ob sie einem von außen gesetzten Ausdrucksbedürfnis gerecht werden. Ganz ähnlich hatte schon Wilhelm von Humboldt gesagt, „daß der Vorzug der Sprachen vor einander vernünftiger Weise nur in ihrer Angemessenheit zur Ideenentwicklung gesucht werden kann.“<sup>3</sup> Humboldt sah in der Logik und in der Kantschen Philosophie den Gipfel der Ideenentwicklung, und daran gemessen, befand er die indogermanischen Sprachen, besonders in ihren flexionsreichen älteren Stufen, als die allerbesten. Das Chinesische sah er typologisch in einer Sackgasse, weil man in chinesischen Sätzen zu vieles an logischen Beziehungen hinzudenken müsse, was die indogermanischen Sprachen durch ihre Formenwelt ausdrücklich bezeichnen.

Wenden wir uns noch einmal v. d. Gabelentz zu. Hier zunächst noch eine andere Formulierung seines egalitaristischen Glaubensbekenntnisses, dem er aber eine interessante Einschränkung folgen läßt: „Jede nationale Sprache ist ein relativ vollkommenes Mittel, das heißt: sie erfüllt die Zwecke, die ihr durch das geistige Bedürfnis ihres Volkes gesetzt sind. Diese Bedürfnisse und jene Zwecke mögen hoch oder niedrig, eng oder weit, fein oder roh sein, immer muß die Sprache streben, ihnen das Gleichgewicht zu halten. Ganz kann sie dies indessen nur in Zeiten ruhiger Entwicklung. Bei überraschendem Aufschwunge hinkt sie mühsam nach, am Liebsten auf geborgten Krücken. Fremdwörter werden eingeführt, fremde Satz- und Stilmuster nachgebildet.“<sup>4</sup>

Demnach wäre die Frage, ob alle Sprachen alles ausdrücken können, mit Nein zu beantworten. Die Sprachen sind zwar entwicklungsfähig, aber das schließt ja gerade ein, daß sie nicht in jedem Augenblick gleich weit entwickelt sind. Gleich ist die menschliche Intelligenz, die sich daher ein sprachliches Werkzeug von immer größerer Vollkommenheit schaffen kann, aber keineswegs immer schon besitzt. Dies war den Römern bewußt, die wie Lukrez oder Cicero griechisches Gedankengut in ihrer Sprache auszudrücken versuchten und damit („propter egestatem linguae“) ihre liebe Not hatten, oder den Mönchen, die christliche Begriffe in die Nationalsprachen zu übertragen hatten. Ihr gut dokumentiertes Ringen war Entwicklungsarbeit an Sprachen, die als unzulänglich erlebt wurden und es auch waren.

Könnte es sein, daß wir heute vor der Aufgabe stehen, unsere Sprache von Grund auf zu erneuern? Ich glaube in der Tat, daß so etwas der Fall ist; allerdings ist es schwer zu beobachten und noch schwerer zu beurteilen, weil wir eben mitten drin stecken. Das Deutsche muß sich genau wie andere Sprachen stets an neue Erfordernisse anpassen. Die entscheidenden Triebkräfte der Modernisierung sind heute bekanntlich Wissenschaft und Technik, industrielle Produktion und bürokratische Verwaltung.

Die exakten Wissenschaften haben sich offenbar Ausdrucksmittel geschaffen, die allen Anforderungen gerecht werden, allerdings um den Preis einer größeren Kluft zwischen den „zwei Kulturen“. Am Feuilleton sieht man, daß die sogenannten Gebildeten immer noch am Jargon einer mentalistischen Populärpsychologie hängen und am Eindringen naturwissenschaftlicher Texte, vorsichtig gesagt, nicht viel Gefallen finden. Es scheint sie noch immer nicht zu befremden, wenn man ihnen das Schaffen eines Dichters (es ist zufällig wieder Gottfried Benn) folgendermaßen erklärt: *Die prosaische Existenzform des*

<sup>2</sup> Georg von der Gabelentz: Die Sprachwissenschaft. Tübingen 1969 (Nachdruck der 2. Aufl. 1901): 393. – Bemerkenswert ähnlich drückt sich hundert Jahre später Harald Weinrich aus: „Relativ zu den Verständigungszwecken einer Gesellschaft sind alle Sprachen gleich tauglich und gut.“ (Sprach-Störungen, hg. von Hans Martin Gauger. München 1986: 81)

<sup>3</sup> Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt 1963: 51.

<sup>4</sup> Gabelentz a. a. O.: 429.

*Bürgers und eine poetische Produktion scheinen sich auszuschließen. Dennoch setzt die Reibungshitze zugleich produktive Energien frei. – Die Selbsttötung einer Person wird so „erklärt“: Jedem Selbstmord geht ein langer Prozess von Frustrationen voraus, die das Opfer nicht mehr in den Griff bekommt. Aggressionen können nicht mehr nach außen abgelassen werden – und dann richtet der oder die Lebensmüde diese Aggressionen schließlich gegen sich selbst. – Reißt ein Attentäter Tausende mit in den Tod, so ist auch dies per Ferndiagnose post mortem erklärbar und wird nach alter psychoanalytischer Manier vorsorglich gegen noch zu machende Erfahrungen abgesichert: Die Mörder wollten nicht den Westen, sondern das Abstrakte abschaffen. ... Letztendlich steht Bin Ladin auch wieder für eine Konkretion – egal, wie seine Rolle in Wirklichkeit ausgesehen hat und unabhängig davon, was die Ermittlungen in nächster Zeit noch ans Licht bringen werden. – All das wäre übrigens ohne das gnädige Halbdunkel der Fremdwörter kaum möglich. Von den unaufgeräumten Ecken der deutschen Sprache scheint mir diese am dringendsten nach einem Entrümpeler zu rufen, der freilich herkulische Kräfte haben müßte.*

Die „Allgemeine Semantik“, die heute ein bißchen aus der Mode gekommen ist, kritisierte die sogenannten „ptolemäischen Redewendungen“, also den sprachlichen Bodensatz überholter Weltbilder: *Die Sonne geht auf*. Aber auch die modernen Astronomen finden nichts dabei, uns den Sonnenaufgang aufs genaueste vorauszuberechnen, niemand läßt sich von der harmlos-anschaulichen Ausdrucksweise irreführen. Bedenklicher sind schon die grammatischen Metaphern, die kaum bemerkt werden, eben weil sie so tief in der Grammatik verankert sind: *Um eine Kolonie lose miteinander assoziierter Einzelzellen in einen integrierten Organismus zu verwandeln, bedurfte es zunächst eines neuen Selektionskriteriums*. Die Teleologie solcher Finalsätze könnte schon den einen oder anderen irreführen.

Es ist keine neue Erkenntnis, daß wir die Denk- und Sprechweisen des Berufs auch in unser Alltagsleben mitnehmen. Seit den ersten noch etwas ungeschickten Versuchen, eine „Sprache der verwalteten Welt“, einen bürokratisierten „Menschen im Akkusativ“ und dergleichen aufzuweisen, sind Jahrzehnte vergangen, in denen die Durchdringung des Alltags mit jenen Kräften sich fortgesetzt hat. Es kommt zur säuberlichen Trennung der Sprachfunktionen, wobei im Mittelpunkt eine rein instrumentale Funktion an Boden gewinnt. Robin Horton schrieb einmal: „Der Mensch hat erkannt, daß Symbole nicht als Werkzeuge für irgend etwas anderes gebraucht werden dürfen, wenn sie als wirksame Werkzeuge der Erklärung und Voraussage gebraucht werden sollen.“<sup>5</sup> Andere Funktionen der Sprache wandern teilweise in die Musik- und Bilderwelt ab.

Sprache wird rationalisiert, entzaubert. Sie gilt als ein Werkzeug, ein System von beliebigen, austauschbaren und übersetzbaren Zeichen, weiter nichts. Für einen naiven Umgang mit der Sprache ist kennzeichnend, daß die Wörter eine evozierende, geradezu magische Kraft haben. Daher die vielen Sprachtabus, die wir in abgeschwächter Form natürlich immer noch haben, zum Teil sogar im Sinne der Political correctness neu schaffen. Es gibt, wie Jacob Grimm in dem berühmten Abschnitt seines Vorworts zum Deutschen Wörterbuch sagt, „anstößige wörter“. Heute wimmeln selbst seriöse Texte von rüden Ausdrücken, die wir noch vor einigen Jahren – damals, als die Nackedei-Fotos noch verstohlen unter der Schulbank weitergereicht wurden – nicht für möglich gehalten hätten. In der neuesten Rowohlt-Revue wird ein Roman angekündigt, der einen *wortlosen Fick* schildern soll. Gewiß scheut man sich, so etwas in guter Gesellschaft vorzulesen – aber wie lange noch? Die Begriffe des Obszönen oder Pornographischen verlieren während unserer Lebensspanne ihre Bedeutung. Geschlecht, Moral und Sprache sind eben verschiedene Dinge: funktionale Trennung auch hier. Das betrifft auch die von Dolf Sternberger einst beklagte „Schnödigkeit“ der öffentlichen Rede; es fällt nach fünfzehn Jahren schwer, seine Bedenken noch nachzuvollziehen. Die stilistischen Maßstäbe verschieben sich, vergleichbar dem Zerbrechen des literarischen Kanons, eine neue Orientierung muß erst noch gefunden werden.

---

<sup>5</sup> Zit. nach: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. II: „Piaget und die Folgen“. München 1978: 319.

Kleine Beobachtungen ergeben ein stimmiges Gesamtbild: Der Gebrauch der Anführungszeichen zum Beispiel hat stark zugenommen, er ist aus dem philologischen Zitieren in die Allgemeinsprache übernommen und drücken unser „mokantes Verhältnis“ (Wolf Schneider) zur überkommenen Bildungssprache aus. Haben wir nicht oft das Gefühl, eigentlich jedes zweite Wort in Anführungszeichen setzen zu müssen, weil eben alles bloß „so genannt“ wird? Die Rechtschreibreform freilich will ausgerechnet das Wort *sogenannt* aus dem Wortschatz tilgen. Sie wollte auch die Großschreibung fester Begriffe verbieten, mußte allerdings zurückstecken, und die Zeitungen verweigern sich diesem Ansinnen ganz und gar. Aber auch diese Großschreibung wie in *Heiliger Vater, Gemeine Stubenfliege, Schneller Brüter, Erste Hilfe* usw. ist ein Mittel, Nomenklatorisches auszuzeichnen, also, kurz gesagt, Sein und Heißen zu unterscheiden. Großschreibung signalisiert hier: „Ist nicht so, heißt nur so!“ Das ist die kürzeste Formel für ein „modernes“ (da, schon wieder!) Sprachverständnis.

„In jedem Worte klingt sein Ursprung nach, wo es sich herbedingt“, heißt es bei Goethe. Für eine moderne Sachprosa ist es erforderlich, all die Würzelchen zu kappen, die ein Wort mit seinen bedeutsamen historischen Verwendungen verbinden. Nach dem Ende der humanistischen Bildung ändert sich auch unser Umgang mit den alten Sprachen. Sie sind immer noch sehr ergiebig, aber oft über das Englische vermittelt. Junge Computer-Fachleute erklären uns *den Syntax* einer Zeichenkette; sie haben das Fachwort offenbar nur über das Englische kennengelernt. Hier kommen eben andere Menschen zu Wort, eine Elite auch sie, aber eine neue, anders gebildete. Oft werden die Stücke aus dem unerschöpflichen Fundus wie bloße Bausteine behandelt: *Supernym, Päda-Lotse, Lärmometer*.

In diesem Lichte kann auch die Fremdwortfrage neu gesehen werden. Das Ausweichen in die fremde Sprache ist eine Loslösung von den konnotationsreichen, tiefempfundenen Begriffen der eigenen. Die fremden Wörter haben keinen Stallgeruch, keine nachwirkende Vergangenheit. Durch den Kontakt mit anderen Sprachen werden Sprachen erst so recht universell. Man hat gesagt, das Lateinische verdanke seine eigentümliche Abstraktheit und Universalität nicht zuletzt der Tatsache, daß die meisten römischen Schriftsteller gar keine Römer waren, sondern das Lateinische als Zweitsprache gelernt hatten. Ähnliches widerfährt dem Englischen, aus dem im Munde von einer Milliarde Fremden zwar manches neue Idiom, im gemeinsamen Kern aber eben auch eine unübertrefflich moderne Zwecksprache entsteht. Auch das Übersetzen von jeder Sprache in jede andere trägt zu dieser Universalisierung des gemeinsamen Kerns bei. Im Deutschen ist die Ausgangslage anders, sind auch die Wege folglich sehr verschieden, die zum gleichen Ziel führen. Der Sturm sogenannter Anglizismen läßt sich, wenn man optimistisch ist – und ich bin es – ebenfalls als reinigendes Gewitter begreifen, so töricht vieles auch erscheinen mag.

Was aus der deutschen Sprache wird, liegt zum wenigsten an uns, es ist überwiegend Sache der nächsten Generation. Nicht was wir mit der Sprache anstellen, sondern wie es bei unseren Kindern ankommt, ist die Frage.

Wenn an bayerischen Schulen eine Kampagne gegen Drogen läuft, sind die Plakate natürlich englisch beschriftet: *Be smart, don't start* oder *Be hard, drink soft* usw. – was übrigens viele Schüler nachweislich gar nicht richtig verstehen. Man glaubt offenbar, die Kinder auf deutsch nicht zu erreichen. Ich halte das für ein Mißverständnis. Die Vorliebe von Kindern und Jugendlichen für englische Phrasen in ihrer eigenen Rede hat einen anderen Hintergrund. Die jungen Leute haben eine starke Abneigung gegen jedes Pathos. Eine Achtkläßlerin versichert, daß sie unter ihren Klassenkameradinnen mit zwei Adjektiven auskomme: *cool* und *schwul*. Die deutsche Sprache wird hier einer brutalen Schlankheitskur unterworfen. Zahlreiche Jugendstudien haben uns vorgeführt, wie stark die Abneigung gegen den bildungssprachlichen Wortschwall ist. Man kann es als Zeichen von Gesundheit ansehen, daß so viele junge Menschen sich aus natürlicher Schamhaftigkeit weigern, sprachlich über ihre Verhältnisse zu leben. Die hohle Rhetorik früherer Schulaufsätze (über Themen, die ein paar Nummern zu groß zu sein pflegten) macht uns schaudern.

Ich vermute also, daß viele kritikwürdige Erscheinungen unserer Sprache eine Art Geburtsschmerzen sind. Wie das Neue aussehen wird, wissen wir noch nicht. Aber ich muß gestehen, daß mir die Beobachtung der sogenannten Verfallserscheinungen viel Freude bereitet, ebenso wie die Kritik daran. Mein Optimismus gründet sich auch auf die banale Wahrheit, daß Sprachen ja keine Bauwerke sind – wie das bedenkliche Bild vom „Sprachverfall“ nahelegt – sondern Verhaltensgewohnheiten, die sich in Stafettenkontinuität durch die Zeiten forterben. Jedes Kind fängt wieder ganz von vorn an, mit Sätzen von unbedingter Verständlichkeit und Sachhaltigkeit, und hat die Chance, die Sprache aus dem routinierten Leerlauf herauszuführen.

Diese Arbeit an der Verbesserung der Sprache ist aber Sache der Sprecher selbst. Sie geschieht durch die Arbeit am Text, geleitet von einer menschenfreundlichen Einstellung zum erhofften Leser oder Hörer. Der Staat muß sich heraushalten, denn er wäre hoffnungslos überfordert. Wie hoffnungslos, das möchte ich abschließend an einem Beispiel zeigen.

Zu den „Fehlentwicklungen“, die nach Ansicht des Bundesverfassungsgerichtes den Staat zu einem „korrigierenden“ Eingriff berechtigen, gehört die Großschreibung der Anrede in Briefen. Die staatlich beauftragten Sachverständigen kamen nach jahrzehntelangen Vorarbeiten zu der bahnbrechenden Erkenntnis: „Duzt man jemanden, so besteht kein Anlaß, durch Großschreibung besondere Ehrerbietung zu bezeugen.“<sup>6</sup> Und: „Dieses Pronomen (du) drückt Vertrautheit aus, die Anwendung der Großschreibung für die distanziert-höfliche Anrede ist daher nicht angemessen.“<sup>7</sup>

Ich will auf die abstrusen Einzelheiten nicht eingehen, sondern nur auf die ungeheuerliche Implikation dieser Behauptung hinweisen: Demnach hätten Generationen von Deutschen sich „nicht angemessen“ ausgedrückt, sie waren sozusagen aus Unwissenheit höflich. Hier darf man zunächst fragen: Was geht das den Staat an? Es handelt sich ja eigentlich um gesellschaftliche Umgangsformen, und es ist eine kulturrevolutionäre Überhebung des Staates, in solche Verhältnisse gestaltend einzugreifen. Duz-Briefe sind Privatbriefe. Der Duden erwähnt herkömmlicherweise auch Grabinschriften: *Die Erde möge Dir leicht sein*. Wie die Deutschen sind, werden sie wohl bald die Friedhofsordnungen ändern und die Kleinschreibung der Totenanrede zur Pflicht machen.

Um Einwände der Eltern abzuwehren, schreibt das Hessische Kultusministerium: „Durch die Rechtschreibreform sind weder Grundrechte noch Elternrechte, noch andere Rechte berührt. (...) Welches Recht kann ernsthaft davon berührt sein, wenn in Briefentwürfen in der Schule die Anrede-Pronomina du, dein, dich usw. nicht mehr als fehlerhaft angestrichen werden, wenn sie klein geschrieben werden?“<sup>8</sup> Im Brief an die Oma darf der kleine Fritz also weiterhin groß schreiben, nur im „Entwurf“ wird es ihm als Fehler angestrichen. Auf diesem Niveau wagt der Staat sich an den ersten Eingriff in die deutsche Allgemeinsprache seit der Einführung des „deutschen Grußes“.

Der Staat sollte die Finger vom Sprachsystem lassen und sich auf die Statusförderung beschränken, die er bisher vernachlässigt hat.

---

<sup>6</sup> Duden Informationen zur neuen deutschen Rechtschreibung. Mannheim 1994: 27.

<sup>7</sup> Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Duden Taschenbuch 26, 1996: 272.

<sup>8</sup> Standardbrief 1997.